

»MIR FIEL AUF: MEIN GOTT,  
ICH BIN SO ANDERS!«

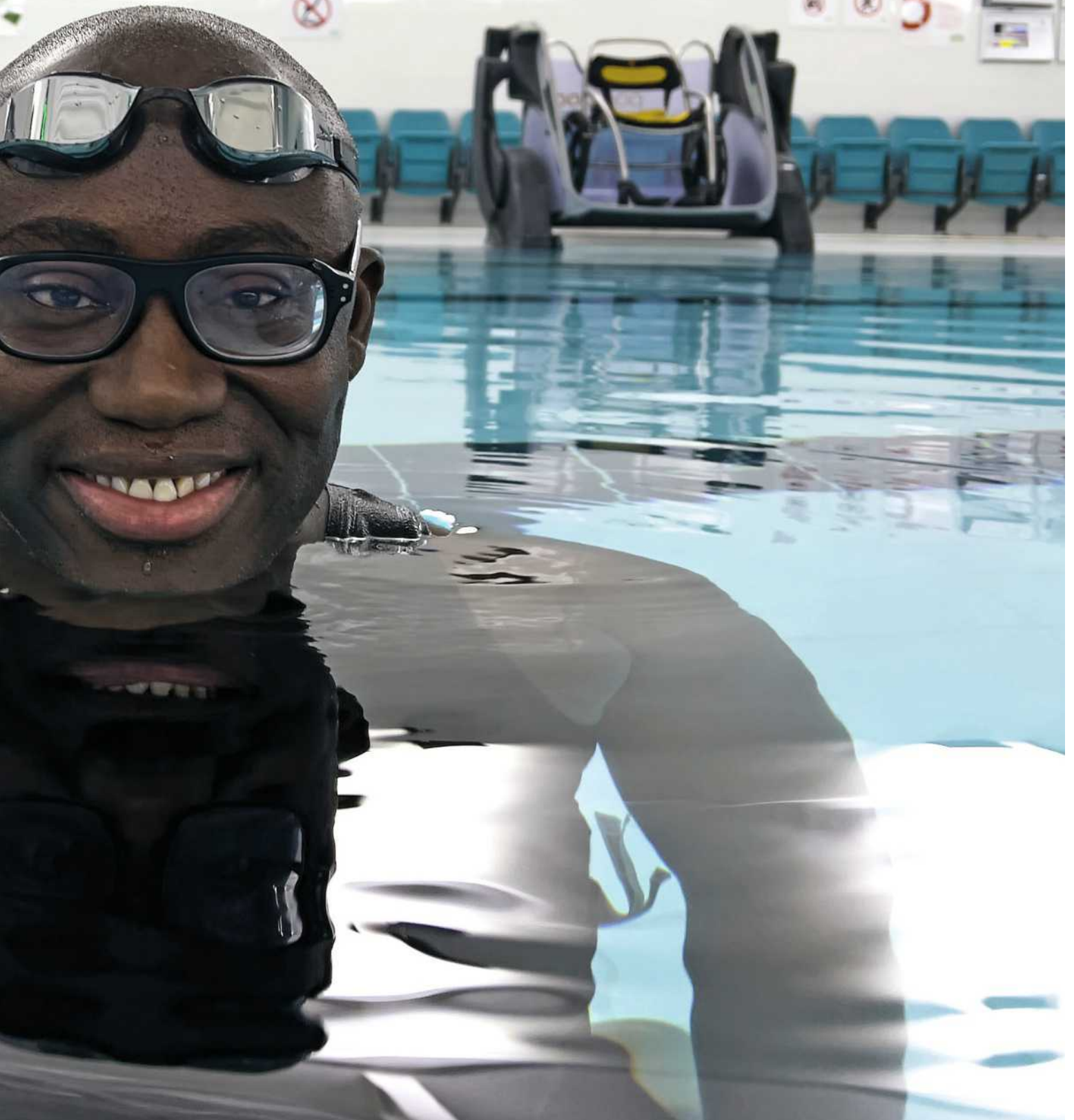


Edward Enniful in einem Schwimmbad im Stadtteil Ladbrooke Grove, wo er als Teenager gelebt hat

Edward Enninful ist schwul, schwarz und kommt aus Ghana. In der Modewelt hat er sich bis an die Spitze der britischen »Vogue« gekämpft. Wie hat er das geschafft?

Von KHUÊ PHẠM

Fotos JUERGENTELLER



WENN man den »König der Modewelt« (*Sunday Times*) besuchen will, muss man zu einem unscheinbaren Wohngebäude in der Nähe des Londoner Hyde Park fahren, unten klingeln und dann einen Fahrstuhl in den achten Stock nehmen. Die Türen öffnen sich, und man steht mitten im Wohnzimmer: ein luftiges Dachgeschoss, großzügig und mit einem freundlichen Minimalismus eingerichtet, aber nicht so durchdesignt und luxuriös, dass es einschüchternd wirkt. Über dem hellen Sofa an der schmalen Seite hängt ein Bild von seinen Lippen in Nahaufnahme. Die Fensterfront gibt den Blick auf die Dächer und die Umgebung von Westlondon frei: viel Weiß, viel Grün.

Edward Enninful, der die britische *Vogue* seit fünf Jahren leitet, sitzt an einem Marmortisch in der Küchenecke und erhebt sich zur Begrüßung. Er war der erste Schwarze an der Spitze des Magazins, der erste Mann. Seine Kleidung ist eine Mischung aus elegant und gemütlich: weißes Hemd, schwarze Hose, schwarze Leder-schuhe, dazu eine schwarze Strickjacke mit Reißverschluss. Seine dunkelblau getönte Brille verleiht ihm einen Hauch Exzentrik. Sein weiß-brauner Boston Terrier Ru, der nach der amerikanischen Dragqueen RuPaul benannt ist und auf seinem eigenen Instagram-Kanal 17.600 Follower hat, rennt aufgeregt durch die Wohnung. »Möchten Sie etwas Holunderblütenlimonade?«, fragt Enninful über Rus Bellen hinweg. »Holunder ist so englisch, nicht wahr?«, sagt er und lässt sich von einer seiner zwei Assistentinnen auch ein Glas eingießen.

Herr Enninful, Sie sind der erste schwarze Chefredakteur eines »Vogue«-Magazins, bekamen 2016 einen britischen Ritterorden verliehen und haben 1,4 Millionen Follower auf Instagram. Wenn man dort Ihr Leben verfolgt, gewinnt man den Eindruck, Sie hängen ständig mit Weltstars wie Kate Moss oder Naomi Campbell ab. Trotzdem schreiben Sie in Ihrer gerade erschienenen Autobiografie, dass Sie nicht das Gefühl haben, es geschafft zu haben. Wie passt das zusammen?

Als ich Kate und Naomi kennengelernt habe, waren wir Teenager und junge Models. Wir haben zusammen in London gearbeitet und gefeiert, wir haben gemeinsam Höhen und Tiefen durchlebt. Ab und zu fällt mir ein, wie berühmt sie sind, aber für mich fühlt es sich nicht so an. Dass ich sie kenne, bedeutet nicht, dass ich es geschafft habe.

Was ist mit Ihrer Familie, ist die stolz auf Sie?

Ich komme aus einer Familie, in der man keine Komplimente verteilt. Mein Vater und die meisten meiner Geschwister werden mir wahrscheinlich nie sagen, was sie denken. Sie sind anspruchsvoller als die Modewelt!

Er lacht laut, als er das sagt. Enninful, der dieses Jahr 50 geworden ist und seinen langjährigen Partner Alec Maxwell, einen englischen Filmemacher, geheiratet hat, strahlt die Gelassenheit eines Mönchs aus. Gleichzeitig

besitzt er die Heiterkeit eines Jungen, der bei jedem Streich sofort dabei ist. Seine Stimme ist sanft und erstaunlich hell für einen Mann seiner Größe. Stellt man ihm eine Frage, neigt er sich einem entgegen, um besser zu hören – seit acht Jahren hat er einen Tinnitus.

Sie sind in den Siebzigerjahren in Ghana aufgewachsen. Weil Ihr Vater beim Militär war, haben Sie mit Ihren fünf Geschwistern in Militärbaracken gelebt, Ihre Mutter war Schneiderin. Haben Sie durch sie Ihre Liebe zur Mode entdeckt?

Ich war ein sehr ruhiger, sehr sensibler Junge und habe meine Mutter und ihre Arbeit geliebt. Ich war ihr Assistent und habe geholfen, ihre Kundinnen einzukleiden. Es war der Ort, an dem ich meine Bewunderung für Frauen entdeckt habe.

Hat Ihr Vater dieses Interesse unterstützt?

Mein Vater war ein typisch afrikanischer Mann, sehr streng. Und er war wie gesagt beim Militär, wo es ziemlich autoritär zugeht. Ich glaube, er wusste nicht so richtig, wie er mit mir umgehen sollte. In seiner Gegenwart war ich immer angespannt, weil ich das Gefühl hatte: Er erwartet von mir, dass ich jetzt Fußball spiele, dabei mag ich Fußball doch überhaupt nicht! Wenn ich bei meiner Mutter im Atelier war, habe ich kleine Skizzen von Frauen in mein Notizbuch gezeichnet. Aber wenn mein Vater im Anmarsch war, habe ich das Notizbuch versteckt, manchmal sogar verbrannt und am nächsten Tag ein neues angefangen.

1985, als Sie 13 waren, sind Sie mit Ihrer Familie nach London geflohen, weil die politische Situation in Ghana durch verschiedene Militärcoups sehr instabil geworden war, einer Ihrer Verwandten wurde sogar erschossen. Erinnern Sie sich an Ihre ersten Eindrücke von England?

Als ich in London ankam, wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass ich schwarz bin. In Ghana war ich einfach nur ich gewesen, weil ich dort zur Mehrheit gehörte und nicht weiter darüber nachgedacht habe. In England aber fiel mir auf: Mein Gott, ich bin so anders! Für meine Eltern war es auch nicht leicht. In Ghana hatten sie zur Mittelklasse gehört, in England durften sie als Asylbewerber nicht arbeiten und mussten von ganz unten anfangen, und das mit so vielen Kindern.

Zu der Zeit wurde Großbritannien von Margaret Thatcher mit eiserner Härte regiert. In London kam es einige Monate nach Ihrer Ankunft zu heftigen Straßenschlachten, weil ein Polizist eine schwarze Mutter bei einer Durchsuchung angeschossen und schwer verletzt hatte. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?

Ich erinnere mich, wie angespannt die Stimmung war. Wir lebten anfangs nicht weit von Lambeth, wo die Krawalle begannen, man konnte den Rauch am Himmel sehen. Meine Familie hatte sich mit allen sechs Kindern in der kleinen Dreizimmerwohnung meiner Tante und ihrer Tochter eingekistert. Mein Vater hatte große Angst um uns. »Nach der Schule kommt ihr

sofort nach Hause!«, sagte er immer. Ich habe die englische Polizei gefürchtet. In Ghana sieht man manchmal Polizisten, die auf der Straße Hand in Hand herumlaufen, das ist unter Freunden normal, selbst wenn man nicht schwul ist. Die englische Polizei hingegen – o Gott!

Der Regisseur Steve McQueen, ein Freund von Ihnen, hat eine beeindruckende Serie über das London Ihrer Jugend gedreht, »Small Axe«. Man sieht darin, wie aggressiv die englische Polizei mit der schwarzen Community umgegangen ist: Männer werden auf der Straße angehalten und durchsucht, Restaurants durch ständige Razzien lahmgelegt.

So war es wirklich. Steve hat mir später erzählt, dass er mich als Vorbild für eine der Figuren genommen hat. Er hat nicht verraten, welche, aber ich glaube, es ist der Junge, der Polizist werden will, obwohl sein Vater dagegen ist.

Sie wollten Polizist werden?

Nein, aber ich war als Schüler sehr ernsthaft, mir wurde eingetrichtert, dass ich Anwalt werden sollte. Dann wurde ich mit 16 in der U-Bahn als Model entdeckt. Von einem Stylisten des Magazins *i-D*, Simon Foxton.

Wie ist das, wenn man als Model entdeckt wird: Fühlt man sich dann schön?

Ich wusste nur, dass ich groß und dünn war und sehr dunkle Haut hatte. Für manche Magazinjobs war ich perfekt. Aber wenn es um kommerzielle Jobs ging, konnte ich es vergessen. Es war nicht der Look, den die Anzeigenkunden damals wollten. Das war hart. Es ist eine Sache, für etwas abgelehnt zu werden, das man tut. Es ist etwas komplett anderes, dafür abgelehnt zu werden, wie man aussieht. Man kann ja nichts dagegen tun. Wenn ich mir heute die Fotos von damals anschau, wird mir klar, wie eingeschüchtert ich war.

Haben Sie die alten Fotos noch?

Nein, aber sie sind alle online. Warten Sie, ich zeige Ihnen mein Lieblingsbild!

Er greift nach dem Handy auf seinem Tisch, tippt etwas bei Google ein und scrollt durch die Bildergalerie, während er erzählt, dass er damals bald nicht nur als Model, sondern auch als Styling-Assistent für *i-D* arbeitete. Dann hält er sein Telefon in die Luft: Zu sehen ist ein

Foto, das ihn in einem hellbraunen Anzug mit knielangen Hosen vor einer braun-weißen Häuserwand zeigt. Mit ernstem Blick schaut er in die Kamera. Fast zärtlich sagt er: »Das ist von Wolfgang Tillmans, ich habe das Bild immer geliebt. Was für ein Baby ich damals war!«

Sie haben dann zusammen mit Steve McQueen am Goldsmiths College studiert, das für seine künstlerische Ausrichtung bekannt ist. Warum eigentlich? Sie hatten in der Mode doch Ihre Berufung gefunden.

Steve behauptet immer, dass ich das Uni-Gebäude betreten habe und sofort umgekehrt sei. In Wahrheit bin ich ein paar Monate hingegangen, um einige Hausarbeiten zu schreiben. Dann habe ich immer öfter die Vorlesungen geschwänzt, um bei *i-D* abzuhängen oder mich mit Freunden auf der King's Road zu treffen.

Und Ihr strenger Vater hatte nichts dagegen?

Am Anfang habe ich ihm noch vorgespielt, dass ich studiere, und bin morgens immer früh aus dem Haus gegangen. Aber irgendwann sagte eine Dozentin zu mir: »Was machen Sie hier eigentlich? Unsere Absolventen wollen irgendwann einen Job haben wie den, den Sie schon machen.« Das hat mir den Mut gegeben, zu meinem Vater zu gehen und ihm die Wahrheit zu sagen.

Wie hat er reagiert?

Nicht so gut. Er hat mich rausgeschmissen.

An seinem Küchentisch in London erzählt Enniful im nächsten Atemzug, wie er am gleichen Tag das Angebot bekam, Moderedakteur bei *i-D* zu werden. In seinem Buch aber kann man nachlesen, wie demütigend die Reaktion seines Vaters war: Der stürmte nach oben in Edwards Zimmer, riss das Fenster auf und begann, die Sachen seines Sohnes auf die Straße zu werfen – die Skinny Jeans und Bomberjacken, die Cowboystiefel, auf die Edward so stolz war. Der Rauswurf katapultierte ihn in ein neues Leben. Der 18-Jährige stürzte sich in die Arbeit, feierte viel und verliebte sich zum ersten Mal ernsthaft in einen Mann. Oft zog er von der Redaktion zu einem Fotoshooting, vom Fotoshooting zum Club und manchmal vom Club zurück in die Redaktion.

Wenn man Ihre Autobiografie liest, bekommt man den Eindruck, als hätten Sie Ihre Rettung in der Londoner Party- und Schwulenszene gesucht. Stimmt der Eindruck?

Nachdem ich zu Hause rausgeflogen war, wurde die Schwulenszene mein neues Zuhause. Aber mir wurde schnell klar, dass auch sie ihre Spielregeln und Fallen hatte: Ein weißer Mann, der auf schwarze Männer steht, war eine *Dinge Queen*, was eine Anspielung auf das Wort »dingy« (»schmutzig«, *Anm. d. Red.*) und ziemlich beleidigend ist. Ein weißer Mann, der auf südasiatische Männer steht, war eine *Curry Queen* – auch nicht viel besser. Mir war immer klar, dass ich keine Lust hatte, das Fetischobjekt von jemandem zu sein.

EDWARD ENNIFUL, 50, wurde in Ghana geboren und kam als Teenager nach London. Nachdem er für die Magazine »i-D« und »W« gearbeitet hatte, wurde er 2017 Chefredakteur der britischen »Vogue«. Für seine Verdienste um Diversität in der Mode wurde er mit dem Order of the British Empire ausgezeichnet. Vor Kurzem ist seine Autobiografie »A Visible Man« bei Bloomsbury erschienen



Wenn ich gehört habe, dass ein Typ nur auf schwarze Männer stand, habe ich lieber einen weiten Bogen um ihn gemacht.

Haben Sie auch deshalb so exzessiv gefeiert, weil Sie den Streit mit Ihrem Vater verdrängen wollten? Sie haben sich erst 25 Jahre später miteinander versöhnt, nach dem Tod Ihrer Mutter.

Ich hatte schon immer das Gefühl, dass mein Vater mich abgelehnt hat. Trotzdem hat mich der Rauswurf verletzt, vielleicht habe ich meine Gefühle in mir vergraben. Gleichzeitig hatte ich eine neue Familie gefunden – Leute, die mich nicht als Edward, den Flüchtling, ansahen, sondern als Edward, das coole Model.

Sie haben dann eine steile Karriere hingelegt: Erst bei »i-D«, nebenbei als Stylist bei der italienischen »Vogue« und der amerikanischen »Vogue«, schließlich wurden Sie Fashion Director beim Magazin »W«. Wie war es für Sie als schwarzer Mann, sich in der weißen Modewelt zu behaupten?

Es war sehr anstrengend, weil ich lange Zeit der Einzige war. Der einzige schwarze Stylist, der einzige schwarze Moderedakteur, der einzige schwarze Fashion Director. Wahrscheinlich habe ich auch deshalb so gern mit Naomi Campbell und Pat McGrath (eine schwarze britische Make-up-Künstlerin, *Anm. d. Red.*) zusammengearbeitet, weil sie das Gleiche erlebt hatten. Ich glaube, es gibt kein anderes Model, das ich öfter fotografieren ließ als Naomi. Irgendwann wurde mir jedoch klar, dass es wichtig war, andere mit mir zusammen nach oben zu bringen. Viele Leute, die heute in der Modebranche einflussreich sind, hätten sonst keine Chance gehabt. So wie ich keine Chance gehabt hätte, wenn mich Leute wie Simon Foxton von *i-D* nicht gefördert hätten.

Sie schreiben, dass man als schwarzer Mitarbeiter bei Problemen schneller und härter bestraft wird als weiße Mitarbeiter. Dass man als Erster verdächtigt wird, wenn nach einem Fotoshooting ein Kleid oder eine Kette fehlt. Hatten Sie das Gefühl, dass Sie besser sein mussten als Ihre weißen Kollegen, um akzeptiert zu werden?

In schwarzen Familien sagt man immer: Du musst doppelt so hart arbeiten wie andere! Nichts im Leben wird dir geschenkt. Das wird dir regelrecht eingetrichtert. Besonders, wenn du aus einer Einwandererfamilie kommst und dich von unten hocharbeiten musst. Es ist der einzige Weg, um es im Leben zu etwas zu bringen. Das habe ich im Blut, und ich glaube, viele andere Einwanderer haben es genauso in ihrem Blut.

Es ist ein besonderer Antrieb, den viele Einwanderer haben. Es ist aber auch ein Minderwertigkeitskomplex.

Bei mir wurde er irgendwann Teil meiner Psyche, ohne dass ich es gemerkt habe. Ich habe die Arbeit über alles andere gestellt und mich dabei selbst vernachlässigt. Ich habe nie freigenommen, nie auf mich geachtet.

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass Sie immer wieder depressive Phasen erlebt haben und ein schlechtes Ge-

wissen gegenüber Ihrer Familie hatten, die Sie wegen Ihrer Arbeit nur noch selten gesehen haben. Gab es ein Problem, haben Sie einen Witz gemacht und einen Drink genommen.

Nachdem ich dreißig wurde, wollte ich mein Leben verändern. Ich dachte: Wenn ich jetzt nicht die Kurve kriege, bin ich irgendwann vielleicht nicht mehr da. Schließlich bin ich zu den Anonymen Alkoholikern gegangen. Das Großartige daran war, dass es so ein neutraler Ort war. Alle waren auf dem gleichen Level, niemand hat sich dafür interessiert, dass ich Edward, der Modemann, war. Man lernt, achtsam miteinander umzugehen, man bekommt wieder Bodenhaftung. Bis heute kann ich das Handy nehmen und jemanden anrufen, mit dem ich damals bei den Anonymen Alkoholikern war. Die Person würde sofort herkommen.

Warum war es so schön, einmal nicht Edward, der Modemann, zu sein?

Damals habe ich mich sehr stark über meine Arbeit definiert. Ich musste erst lernen, dass es okay ist, wenn man auch mal versagt. Es ist ein Klischee, ich weiß: Aber es waren die Rückschläge und Fehler, die mich wirklich weitergebracht haben. Nicht die Erfolge.

Im Enninfuls Leben scheinen die Höhepunkte oft mit Tiefpunkten zusammenzugehen. In seinem Buch beschreibt er, wie er 2014 nach einem großen Styling-Auftrag in Mexiko eine Massage bucht. Als er seine Augen öffnet, sieht er lauter schwarze Linien. Er bittet die Therapeutin, das Licht anzumachen, sieht aber auch in der Helligkeit die schwarzen Linien. »Es war, als könnte ich die Welt nur noch durch halb geschlossene Jalousien wahrnehmen«, schreibt er. In New York stellt sich heraus, dass die Netzhaut seines rechten Auges Löcher hat – eine Folgeerscheinung der Sichelzellenkrankheit, einer erblichen Erkrankung der roten Blutkörperchen, an der er von Geburt an leidet. Am nächsten Tag kann er auf dem rechten Auge gar nichts sehen, doch weil es blutet, kann es nicht sofort operiert werden.

Es war erschreckend zu lesen, dass Sie auf dem rechten Auge plötzlich blind waren. Noch erschreckender aber war, dass Sie sich dann einfach eine Sonnenbrille aufgesetzt haben und nach Los Angeles geflogen sind.

An dem Tag hatte ich dort einen Termin mit Peter Lindbergh, Gott segne ihn. Wir haben zusammen an einem Hollywood-Cover für *W* gearbeitet. Ich glaube, es waren 52 Promis da. Und ich erinnere mich, wie wir Charlize (Theron, *Anm. d. Red.*) und Bradley (Cooper, *Anm. d. Red.*) fotografiert haben und ich auf einem Auge nichts mehr sehen konnte. Ich tappte im Dunkeln, im wahrsten Sinne des Wortes, aber ich habe mir nichts anmerken lassen.

Sie haben niemandem etwas gesagt?

Nur meine Assistentinnen wussten Bescheid. Ich bin dann nach London geflogen und habe am nächsten

Tag plötzlich Blitze vor meinen Augen gesehen. Als meine Assistentin danach gegoogelt hat, hat sie mich sofort ins Krankenhaus geschickt: Die Netzhaut hatte sich abgelöst. Wenn man mich nicht innerhalb von 48 Stunden operiert hätte, hätte ich auf dem rechten Auge komplett erblinden können.

Wie kamen Sie bloß auf die Idee, nach der OP direkt wieder an die Arbeit zu gehen, mit Nackenstütze und direkt aus dem Krankenhaus?

Der Fotograf Nick Knight hat bei einer Videoserie Regie geführt, die mir zu Ehren konzipiert worden war: »Die sieben Todsünden des Edward Enninful«. Viele Models waren für den Dreh extra eingeflogen. Obwohl es mir sehr schlecht ging, stand für mich außer Frage, dass ich meine Pflichten erfüllen würde. Ich hatte das Gefühl, dass ich sie nicht hängen lassen konnte. Also habe ich mich zusammengerissen und bin hingegangen.

Wenn Ihnen heute jemand erzählen würde, dass er nach einer OP direkt zur Arbeit geht – was würden Sie ihm sagen?

Ich würde ihm sagen: »Bleib zu Hause! Tu es nicht!« Aber damals war die Arbeit einfach so wichtig für mich.

Enninful lacht, dann schüttelt er den Kopf. Jetzt im Alter, beteuert er, habe er endlich begriffen, wie wichtig es sei, auf sich selbst zu achten. Wochenenden, Urlaube, all das gönne er sich nun auch. Er nickt seiner Presseferentin zu, die mit am Tisch sitzt, und ruft: »Ich sage ihr immer, dass sie am Wochenende wirklich freinehmen soll!« Sie grinst und rollt mit den Augen. Im Zuge der Terminabsprachen für dieses Interview, die sich über sechs Monate hinzogen, hat sie auch aus ihrem Urlaub heraus auf E-Mails geantwortet und die Daten zwischen dem *ZEITmagazin*, Enninfuls Buchverlag und seiner Schwester und Managerin Akua koordiniert.

Als Sie vor fünf Jahren die britische »Vogue« als Chefredakteur übernahmen, waren nicht alle begeistert. Die »Vogue« war ein Magazin, das sich an weiße Frauen der Oberschicht richtete. Und plötzlich waren Sie da – ein schwarzer Mann aus der Arbeiterklasse.

Damals haben alle gesagt, dass ich von allen Kandidaten der Außenseiter war, das schwarze Schaf. Das fand ich ziemlich seltsam, weil ich doch mein ganzes Leben in der Modewelt verbracht hatte. Trotzdem dachte auch ich: Diesen Job bekomme ich nie! Das ist nichts für jemanden wie mich.

Sie haben dann für den Verleger eine Art Manifest aufgeschrieben: Ausgerechnet die britische »Vogue«, die in den 25 Jahren davor nur fünfmal schwarze Models allein auf ihrem Cover hatte, sollte ein Magazin für Frauen jeder Hautfarbe und Klasse werden. Für Frauen wie Ihre Schwester Akua.

Als mir Jonathan Newhouse (der CEO von Condé Nast, *Anm. d. Red.*) den Job gab, war ich wirklich überrascht. Ich glaube, er hatte das Gefühl, dass das Magazin frischen Wind brauchte. Bis dahin hatte man

immer gesagt, dass schwarze oder asiatische Frauen auf einem Magazincover nicht funktionieren würden. Dass diese Hefte sich nicht verkaufen würden. Nachdem ich Chefredakteur wurde, habe ich Titelgeschichten mit Rihanna und Oprah Winfrey gemacht. Und die Anzeigenkunden haben uns das Haus eingerannt. Heute ist die britische *Vogue* eine der erfolgreichsten Ausgaben in der *Vogue*-Familie.

Auf Ihren Titeln sieht man nicht nur viele schwarze Models, sondern auch S-Bahn-Fahrerinnen oder lesbische Schauspielerinnen. Wird die Mode unter Ihnen politischer?

Im Lockdown gab es in Großbritannien eine Diskussion über Menschen, die über 60 sind. Es hieß, sie sollten lieber zu Hause bleiben. Wir wollten dann zeigen, wie schön dieses Alter sein kann, und haben Judi Dench auf den Titel gehoben. Das ist die Art von Politik, die ich mit der *Vogue* mache.

Dann lassen Sie uns über das viel diskutierte Cover der September-Ausgabe sprechen, die vor einigen Wochen erschienen ist. Man sieht darauf eine strahlende Linda Evangelista. In dem dazugehörigen Text erzählt sie jedoch, dass ihr Gesicht für das Fotoshooting mit Klebeband gestrafft wurde, weil sie nach einer missglückten Schönheitsoperation Fettpolster entwickelt hat. Ist es für ihr fragiles Körperbild gesund, sie auf diese Art zu zeigen?

Ich kenne Linda seit den Neunzigern und habe sie auf dem Höhepunkt ihrer Karriere erlebt, aber auch in der Zeit, als sie sich vor der Welt versteckt hat. Es ging ihr sehr schlecht. Als wir über das Fotoshooting gesprochen haben, sagte sie, dass sie fabelhaft aussehen wollte. Wer bin ich, ihr diesen Wunsch abzuschlagen? Ich konnte dazu nicht Nein sagen. Ich wollte einer Freundin helfen, ihren Ruhm zurückzuholen.

Die »New York Times« hat darüber spekuliert, dass Sie eines Tages die amerikanische »Vogue« von Anna Wintour übernehmen könnten. Können Sie sich das vorstellen?

Im Moment mache ich das, was ich mache, wirklich gerne. Ich bin seit zwei Jahren auch für die europäischen Ausgaben der *Vogue* verantwortlich und finde das sehr aufregend. Gleichzeitig sage ich immer: Wer weiß schon, was die Zukunft bringt?

Anderthalb Jahre nachdem Sie als Chefredakteur angingen, brach die Pandemie über die Welt herein. Was trägt Edward, der Modemensch, im Zoom-Call?

Ich bin besessen von marokkanischen Hemden! Sie sind großartig! Ich fand es sehr entspannt, zu Hause in Latschen rumzulaufen, mir eines meiner Hemden überzuwerfen und mir keine Gedanken darüber machen zu müssen, ob meine Sachen gebügelt sind oder ich eine Krawatte anlegen sollte.

Viele Leute haben sich nur ein schickes Hemd angezogen und dazu Pyjamahosen getragen. Sie auch?

Ich habe in meinem ganzen Leben keine Pyjamas besessen, wahrscheinlich weil ich schon als Kind keine getragen habe, sondern immer im T-Shirt geschlafen habe.

Als Sie nach dem Lockdown in Ihre Redaktion zurückkehren wollten, wurden Sie am Eingang von einer weißen Sicherheitsbeamtin gestoppt: Sie sollten die Rampe für die Lieferboten nehmen. Sie haben darüber auf Twitter geschrieben, viele Leute waren entsetzt.

Ich bin ein schwarzer Mann, der in England lebt. Ich bin öfter angehalten und befragt worden, als Sie sich vorstellen können. Dass es passiert ist, hat mich nicht überrascht. Was mich überrascht hat, war, dass viele dachten, es sei das erste Mal gewesen. War es aber nicht. Mit den Jahren habe ich gelernt, mir nicht alles gefallen zu lassen und etwas zu sagen. Nicht für mich, sondern auch für die Jüngeren, die nicht in der Position sind, sich zu wehren.

Wahrscheinlich hat es so viele überrascht, weil das London von heute ganz anders ist als das London der Achtzigerjahre.

Es war nicht das erste Mal, und es wird auch nicht das letzte Mal sein. Können Sie sich vorstellen, dass ich manchmal auf der Straße stehe und kein Taxi bekomme? Die Taxis fahren einfach vorbei. Wenn ich mit meinem weißen Mann ins Restaurant gehe, bringt der

Kellner automatisch ihm die Rechnung. Andere würden den Kopf schütteln und über unterbewusste Vorurteile sprechen. Für mich ist es einfach nur Alltag.

Sind Sie eigentlich jemals zurück in Ihre Heimat Ghana geflogen?

Ja, dreimal. Das erste Mal war in den Neunzigern, als ich gerade den Job bei *i-D* bekommen hatte und zu einer Modenschau eingeladen war. Das zweite Mal war bei der Beerdigung meiner Mutter. Und das letzte Mal war vor dem Lockdown. Der Präsident von Ghana, Nana Akufo-Addo, hat verschiedene Leute der afrikanischen Diaspora eingeladen, um für Ghana in der Welt zu werben. Idris (Elba, *Anm. d. Red.*) war dabei, Naomi, ich ... Es war so schön, zu wissen, dass ich aus diesem Land vor vielen Jahren geflohen war und nun zurückkam, weil mich der Präsident eingeladen hatte.

Haben Sie heute immer noch das Gefühl, dass Sie sich beweisen müssen?

Dieses Gefühl hört nie auf! Jetzt, da ich älter bin, weiß ich, was ich erreicht habe und dass ich einen weiten Weg hinter mir habe. Aber das Gefühl geht nicht weg. Vielleicht wäre ich sonst auch ein anderer.

26.10.22 N<sup>o</sup> 41

## ANZEIGE



### RECYCELTE BAUMWOLLE!

Vi Cotton aus recycelter Baumwolle ist in Haptik und Optik kaum von Cashmere zu unterscheiden. Die nachhaltigen Kissenhüllen und Patchworkdecken gibt es in 19 bestechenden Farben.

Farbenfreunde | Hält ewig macht glücklich  
[www.farbenfreunde.com](http://www.farbenfreunde.com)

### ZEITUNGSTISCH »RANI«

Ein Schmuckstück ist dieser in kunsthandwerklicher Handarbeit gefertigte Beistelltisch. Aus massivem Vengai-Edelholz mit Zeitungsalage und Schublade. H 65 x B 40 x T 35 cm. 595 Euro inkl. Versand.

GALERIE HIMMELSWEG  
Heidi Elstermann  
Dieckhofstr. 16  
21255 Tostedt  
Tel. (04182) 69 55  
[galerie@himmelsweg.de](mailto:galerie@himmelsweg.de)  
[www.himmelsweg.de](http://www.himmelsweg.de)



# KAUFLUST

Inspiration

### HAPPY BIRTHDAY FORMOST!

15 Jahre, 15% Rabatt im Oktober auf diese Tischleuchte CUBELIGHT und das gesamte Sortiment bei FORMOST, dem Händler für Manufakturprodukte, die in Gebrauch und Design Ihren Alltag bereichern.

FORMOST | Berlin  
Hackesche Höfe und  
Schwerin Altstadt  
und Onlineshop  
[www.formost.de](http://www.formost.de)



### KLIMAMESSER »POLAR«

Im Entwurf des Produktdesigners Mark Braun werden die besonderen Qualitäten der Feinmechanik-Manufaktur FISCHER in ein zeitgenössisches Design übersetzt. Das Messinstrument inszeniert die Relevanz analoger Technik, die uns langlebig und zuverlässig mit dem Klima im Einklang leben lässt.

FISCHER Manufaktur feinmechanischer Messtechnik  
[www.fischer-barometer.de](http://www.fischer-barometer.de)